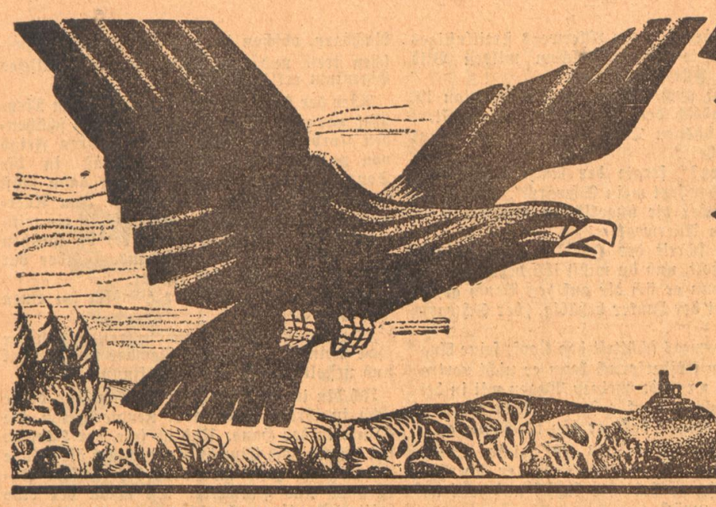
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

34 (26.8.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 34 / Jahrgang 1934 — Wochenbeilage des „Führer" — Sonntag, 26. August 1934

Rätsel der Schöpfung

Es gibt immer wieder Zeiten, in denen die Menschen glauben, alle Rätsel der Schöpfung könnten durch den menschlichen Geist und die von ihm geschaffene Wissenschaft gelöst werden.

In Griechenland schloß eine solche Periode menschlicher Ueberhebung mit dem Ausspruch des Sokrates, der bekannte: „Ich weiß, daß ich nichts weiß".

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte die abendländische Menschheit einen ähnlichen Aberglauben, als nämlich die Naturwissenschaft, ja die Wissenschaft überhaupt sich für so unbegrenzt in ihren Möglichkeiten hielt, daß von ihr mit der Zeit und mit viel Fleiß grundsätzlch die Erklärung aller „Welträtsel" erwartet werden könnten.

Inzwischen aber ist, ohne daß die großen Leistungen der Wissenschaft dadurch geschmälert werden, eine erhebliche Ernüchterung eingetreten.

Nach Ueberwindung des materialistischen Denkens, dem dieser Aberglaube ja seine Entstehung verdankt, hat die Wissenschaft wiederum ihre Grenzen klar erkannt.

Aus diesem Grenzgebiete zwischen Wissenschaft und Glauben schöpfen immer wieder zahlreiche erfinderische Köpfe Erklärungen über die Entstehung der Welt und des Lebens, sie bauen Weltanschauungen und verwerfen andere. Tatsächlich schließt dieses Grenzgebiet Fragen ein, die alle Menschen brennend interessieren und die deshalb immer wieder neu auftauchen und neu beantwortet werden.

Aus diesem Grenzgebiete wurde in übersinnlichem Sinne erst in unserer Zeit eine neue Wissenschaft aufgebaut, die Lebenswissenschaft von Ludwig Klages, die auch im Ausland außerordentlich viel beachtet wurde.

Es soll nicht der Zweck dieser Zeilen sein, etwa neue oder alte Antworten auf solche Fragen zu geben und zu beweisen, sondern allgemein anzuregen, über solche Fragen nachzudenken.

Unsere nationalsozialistische Weltanschauung ist der feste Boden, auf dem wir stehen und von dem aus wir auch über das Leben des Volkes hinaus den Blick auf das Alleben richten.

Die nationalsozialistische Weltanschauung ist wesentlich aufs Ganze gerichtet, sie ist ganzheitlich. Darum fordert sie auch aus sich selbst heraus ein klares Weltbild, ein Eingehen auf den Sinn und die Größe der Schöpfung.

Sie fordert weiter nach Erkenntnis der Gesetze der Schöpfung diesen gegenüber auch unbedingten Gehorsam.

Aus Blut und Boden hat sich uns ein ganz neues, gesichertes Leben unseres Volkes geoffenbart. Schauen wir uns also um!

Mit tausend Fragen, Wundern und Rätseln tritt die Schöpfung täglich an uns heran, wenn wir nur nicht taub und blind dafür sind.

Hören wir doch die Stimme der Schöpfung, jene allwissende, wunderbare und tröstende Stimme!

Um ihr näherzukommen, wollen wir uns bemühen, einfach mit unsrem gesunden Menschenverstand, mit unsrem erlebnisreichen Gefühl und unsrem höher strebenden Willen, folgenden Fragen auf den Grund zu kommen, indem wir sie gewissenhaft prüfen und beantworten. (Besonders wohlgelungene und zweckdienliche Einsendungen an die Schriftleitung sollen sogar veröffentlicht werden.)

Spätsommerabend am Bodensee

Es muß jedoch noch vorausgeschickt werden, daß alle hier veröffentlichten Antworten, nicht den Anspruch erheben, unantastbare, letzte Erkenntnisse und Wahrheiten zu bieten. Sie sollen nur mit den Weg bereiten helfen, weltanschauliche Klarheit zu verbreiten, und sollen in erster Linie zur eigenen Arbeit, zu eigenem Denken anregen und vertiefen.

Erste Frage: Wo liegt die Grenze von dem, was der Mensch vollkommen begreifen und von dem, was er nur annehmen, errechnen oder glauben kann?

Diese Frage bezieht sich ganz eindeutig auf den Erkenntnisvorgang als solchen und will klar unterscheiden lernen zwischen Glauben und Wissen.

Zweite Frage: Gibt es einen Tod wirklich?

Diese Frage wäre am zweckdienlichsten zu prüfen durch die Gegenüberstellung eines natürlichen Organismus und einer von Menschenhand geschaffenen Maschine. Dabei wäre festzustellen, ob der Maschine, dem Stoff auch Leben zuzusprechen ist und warum, ja ob es im Weltall überhaupt etwas gibt außerhalb des Lebens.

Dritte Frage: Es ist ein Gesetz der Schöpfung, daß es ungeheuer viel mehr unvollkommene, niedere Organismen gibt als höher entwickelte und daß bei den niederen Organismen eine weit größere Mannigfaltigkeit, ja scheinbare Regellosigkeit herrscht. Was schließen wir daraus für die menschliche, für die völkische Gemeinschaft im Sinne der Schöpfung?

Vierte Frage: Schließt das Höhere, Spätere in der Entwicklung immer das Niedere und Frühere umfassend mit ein?

Diese Frage ist für uns Nationalsozialisten geschichtlich und rein naturhaft gesehn von großer Wichtigkeit. Ihre Beantwortung gibt uns einen geschichtlich genau bestimmten Stand und fügt uns in die allgemeine Ordnung logisch ein.

Fünfte Frage: Wenn man sich das Entstehen und die Entwicklung des Erdlebens wie auch des Weltallebens vorstellt, so sieht man immer einen Weg vom Elementaren, Primitiven, zum feingegliederten, durchgeistigten Einzelleben.

Welche Entwicklungsstadien bezw. Lebenszonen bedeuten hierbei eine wesentliche Wende oder Grenze im Sinne einer Höherentwicklung, wenn wir dabei etwa fünf große Wendepunkte oder Naturereignisse annehmen?

Sechste Frage: Welche Figur versinnbildlicht alle Entwicklungsbewegung des Alllebens am deutlichsten?

Gerade Linie oder Zickzack oder Parabel oder Kreis oder Ellipse oder was sonst?

Siebte Frage: Welche beiden Urpole scheinen uns allem Leben zugrunde zu liegen und seinen Entwicklungsprozeß anzufeuern und zu leiten?

Achte Frage: Inwiefern ist das Leiden, der Schmerz, eine der wichtigsten Motoren der Schöpfung?

*

Wir werden versuchen, über diese Fragen deren Wichtigkeit wohl einleuchtet, ins Reine zu kommen und wenn wir auch nur dabei erreichen, daß wir weiter forschen, Erlebnisse auswerten, dankbarer und aufmerksamer beobachten und alles in allem, stets bemüht sind, den ewigen, ungeschriebenen Gesetzen des Weltalls nachzukommen.

Ernst Herold.

Aus dem Inhalt:

Hans Friedrich Blunck: Wilde Bienen
Egon von Kapherr: Piepermann und Knabbermann
Arnold Ulitz: Der Genius des Todes
J. O. Bringezu: Der Detektiv
Otto Peters: Deutsche Kunst im Saargebiet
Arthur Valdenaire: Karlsruher Baudenkmäler
Karl Kollnig: Badische Weistümer
Walter Jentzsch: Böhmische Dörfer.

Von Hans Friedrich Blunck

Jeden dritten Tag kommt Johann Alwin Weeg mit seinem Wagen vor meine Gartentür gerattert, um Kalender, Messer und Zwirne oder Fische und Feinkostwaren anzubieten, was er gerade auf Lager hat. Johann Alwin Weeg, genannt Jan Allerwegs, ist ein unermüdlicher kleiner Händler; vor drei Jahren schob er noch einen Kinderwagen mit Gelegenheitswaren an unserer Tür vorbei, später kam er mit einem Dreirad, das er auch in größter Hitze unermüdlich längs staubiger Landstraße und Lahnen trieb. Jetzt hat er sich einen alten Wagen gekauft, dessen Sitze zum Aufnehmen von Kisten und Paketen ausgeräumt sind, mit dem er fauchend Dorf um Dorf abfährt und den Menschen viel unnütze und ab und zu auch allerhand nützliche Sachen vor die Tür bringt.

Jan Allerwegs hat nur einen Fehler: er kann keinen Frieden halten.

Wenn ich ans Fenster trete, weil der starke Rauch seines Wagens bis in mein Arbeitszimmer beizt, höre ich gewiß gerade, wie er sich mit dem Mädchen zankt; wenn die Gänse einkommen, schnattert er ihnen entgegen und bläst sie an, bis sie die Hälse lang recken. Wenn er nur zur Pforte will, hat er bestimmt seinen Streit mit dem Hofhund.

Ich sage, Jan Allerwegs ist mir allzu streitlustig. Aber das Aergste ist, daß er meistens Recht behält — nicht weil er im Recht wäre, sondern weil er den besseren Kehlkopf hat. Einmal hat er jedoch klein beigeben müssen, und das hat uns allen so wohl getan, ich stecke mir noch heute schmunzelnd die Pfeife frisch an, nur aus Behagen an der Erinnerung.

Eines Tages nämlich ist Jan Allerwegs wieder bei uns; er will durchaus eine große Kruke Honig verkaufen. Obgleich er in mein Allerheiligstes dringt, will ich aber durchaus keinen Honig kaufen, weil ich zum Winter schon bei Nachbar Imker bestelt habe. Das entrüstet den Händler; da hat er das Beste vom Besten für mich aufgespart und ich bin ein Dummkopf und greife nicht zu! Murrend, mit schiefem Gesicht geht er aus der Tür, schilt noch eine halbe Stunde in der Küche mit dem Mädchen und läßt seinem Unmut über meine schlechte Gesinnung freien Lauf. Seine etwas raspelnde Stimme stört mich schließlich in der Arbeit; ich möchte wissen, wann Jan Allerwegs ankurbelt und schaue ungeduldig nach dem Wagen hinaus, der auch schon sehr auf seinen Herrn wartet.

Der Wagen — staune ich — sonderbar, der Wagen ist in einen braunen schwirrenden Glast gehüllt und hat überm Sitz etwas wie einen Auswuchs bekommen. Potztausend, da ist ein wilder Bienenschwarm gekommen und hat sich bei Jan Allerwegs zu Gast begeben! Im gleichen Augenblick schwirren mir auch schon zwei Tierchen um den Kopf und ein Flug von Kundschaftern summt ums Haus. Ich ziehe mich vorsichtig zurück und will das Fenster schließen. Gerade da kommt Jan Allerwegs aus der Küchentür, mit dem Rücken zuerst, weil er noch bis zuletzt seine Meinung über einige notwendige Bestellungen anbringen möchte.

Schleicht, sage ich, vorsichtig nach dem Hund ausspähend, über den Hof. Und stoppt nun auch, wie er seines Wagens ansichtig wird, und zieht den Hut über die Augen und zieht ihn wieder hoch, erstaunt, daß sein Karre gleichsam ohne ihn brummt und schwirrt. Und dann klappt er gegen sein ungeschütztes Genick, beginnt mit beiden Armen zu wirbeln und reißt den Mund auf und schreit plötzlich so sehr um Hilfe, daß ich mein Lachen aufstecke und nach unten laufe, besorgt, die Bienen hätten den armen Mann schon ins Gehirn gestochen. Auf der Treppe erwische ich das Mädchen und sage noch, es soll rasch dem Nachbar Imker Bescheid geben, er könnte einen schönen Schwarm einfangen.

Weil das Geschrei auf dem Hof aber inzwischen wieder aufgehört hat, bleibe ich in der Tür stehen und warte, was weiter kommt, es wird sonst doch nur wieder ein Streit daraus. Und ich sehe, auch Jan Allerwegs nimmt die Sache von der guten Seite, er hüpft ab und zu einmal, er führt den Hut im Bogen um seinen Kopf, aber er lächelt, als begrüße er das Volk, das sich da seinen Wagen zum Schloß gewählt hat. Ja, er schüttelt vergnügt beide Hände; ich ahne, er stellt sich innerlich auf Bienenzucht um, der Schwarm kommt ihm wie gerufen. Da wage auch ich mich näher, wir sehen beide staunend dem Wunder zu und betrachten, wie die junge Frau Königin von einem braunen und schwärzlich wimmelnden Kloß Bienen umhüllt und geschützt wird. Wir nicken sogar friedlich dem Nachbar Imker entgegen, der, einen Drahtkorb um den Kopf, dicke Handschuhe um die Fäuste, im Trab herbeieilt, und beobachten, wie er den aufstäubenden Schwarm von Jan Allerwegs Wagen löst und behutsam in einem schönen Bienensack zu Gast bittet. Obwohl einige Tiere unruhig schwärmen und zornig bis zu uns herübersummen, hat der Nachbar solch besänftigend freundliche Worte und Pfiffe für sie, daß sie sich die neue Stube gefallen lassen; ich denke, sogar Allerwegs streitlustiges Gesicht müßte sich an solchem milden Bild väterlicher Fürsorge freuen.

Er klopft auch, sobald die Arbeit getan ist, recht freundlich dem Imker auf die Schulter: „Na, also schönen Dank", sagt er. Und dann: „Nun gib her!"

„Hergeben?" fragte der Nachbar verblüfft. „Das ist aber jetzt mein Schwarm", erklärte er, mitleidig über die ungeklärten Rechtsanschauungen Jan Allerwegs.

„Wieso", schreit der Händler, „auf meinem Wagen geholt, und du willst ihn behalten?"

„Und wenn er sich dir auf den Bauch gesetzt hätte", lacht der Imker behäbig, „der Schwarm ist mein."

Jan Allerwegs schüttelt den Kopf; seine Auglider zucken, Widerspruch kann er nicht vertragen. „Und wenn du meinen Wagen mit in deinen verdrehten Sack gesteckt hättest, wäre er wohl auch dein?" bellt er den Nachbarn an.

Dachte ich's nicht? Es gibt wieder Streit. Aber der Imker ist friedfertig; er überhört solche Kniffe, er hebt die Achsel und will auf sein Feld zurück.

„Du tust mir keinen Schritt weiter", rollt Jan Allerwegs von unten herauf und stellt sich ihm krebsrot in den Weg. „Du tust mir keinen Schritt weiter, ehe ich den Sack nicht auf meinem Wagen hab. Denkst du, ich weiß nicht über Mein und Dein Bescheid, denkst du Honigschlecker, ich ließe mir ein Volk Immen aus den Fingern gehen, wo jeder weiß, man kriegt einen Wochenverdienst dafür auf den Tisch gelegt?" Und er stellt sich fechtbereit vor den Nachbarn, obschon ich nun besänftigend dazwischen trete und Jan Allerwegs sein falsches Eigentum erklären möchte.

Aber der kleine Imker will mit diesem Menschen gar nicht erst streiten; er setzt den schützenden Korb nieder, sieht sich den groben Feind von unten bis oben an und grinst in die Sonne. „Naja", sagt er trocken, „dann sollst du deinen Schwarm wiederhaben, Jan Allerwegs." Und er zerrt mit einem Griff ein winziges Loch in seine Bienenstube; da sprühen die ersten Tiere zornig heraus. „Aber der Sack ist mein," sagt der Imker.

„Was, wieso?" Und der Händler tut einen Satz zur Seite.

„Du kannst doch wohl nicht bestreiten, daß der Sack mein ist," sagt mein Nachbar noch einmal und nestelt wieder an der Oeffnung.

Ich bin im Sturmlauf in der Haustür, drehe mich in ihrem Schutz aber neugierig um, die Klinke in der Hand. Und ich sehe, der Händler hat immer noch Einwände, er schlägt die Hände überm Kopf zusammen über des Imkers Unverstand und Hinterlist. Da macht der eine dritte bedeutsame Handbewegung zur Bienenöse. Und das ist wohl genug; Jan Allerwegs blökt vor Entrüstung und wirbelt mit beiden Armen, dann ist er mit einem Satz auf seinem Wagen und faucht und knarrt und räuchert dröhnend über den Kantstein von dannen.

Der Imker blickt sich dreimal schmunzelnd um, winkt zu dem hübschen Mädchen am Küchenfenster hinüber, nickt mir zu und hebt seinen allmächtigen Sack mit Bienen auf, sehr behutsam und liebevoll.

Piepermann und Knabbermann

Eine spätsommerliche Tiergeschichte / Von Egon von Kapherr

Wenn es schön warm ist und die Zikaden fiedeln, dann ist es schön in der Wiese. Legt man sich dann hin und schaut sich die Gräser von der Seite an, so denkt man an einen dichten, gewaltigen Urwald: das niedrige Gras und der Klee gibt das Unterholz ab, und die langen Stengel der Obergräser machen den hohen Bestand. Der Käfer, der da unten am Boden krabbelt, mag sich wie im tropischen Urwald vorkommen, und der Schmetterling, der über die Grasspitzen flattert, erscheint ihm wie ein Adler über dem Hochwalde. Viele Töne hat die Wiese, denn Libellen summen und Käfer brummen, Abendmotten flattern, und die Grashüpfer fiedeln und zirpen. Im Winde aber raschelt und raunt das Gras wie ein Urwald in Liliput. Auch über dem Felde ist noch warme Sommersonne. Brummer fliegen über die Gräser der Wiese und über das Kartoffelkraut nebenbei, Spinnen haben ihre Netze über die Stoppeln gezogen, und die Bienen haben noch viel Arbeit, denn der Honigvorrat ist noch nicht ganz eingebracht, und es ist eine schrecklich weite Reise bis zum Dorf und viel Gefahr dabei, denn überall gibt es schwarzweiße Schwalben, die unter dem Himmel hin- und herzucken und viele, viele andere kleine Vögel, die im Gebüsch schwirren und flattern.

Die großen Wiesen sind schon längst von den Zweibeinen abgemäht und gar schon zweimal. Aber hier im Winkel, wo die vielen Hümpel sind, steht noch der ganze Wiesenwald wie in der frühen Sommerzeit, und ganz wie im Urwalde sind die alten, abgestorbenen neben dem Halblebendigen und Lebenden. Da leben auch noch vielerlei Leute, und es ist ein ewiges Hin und Her und ein geschäftiges Kommen und Gehen, und wer da glaubt, daß die Leute in der Wiese nicht genau wissen, was sie wollen und was sie tun, der irrt sich gar sehr.

Nebenbei im Felde leben gleichfalls verschiedene Leute. Da war vor allem die Familie Piepermann, bescheidene Feldmäuse, und auch die Sippe Zwitschermann, kleine Zwergmäuschen, etwas weiter aber, wo die duftigen gelben Lupinen träge im Winde wackeln, wohnt die Familie Brandmaus mit Namen Knabbermann, fremde Leute, die einst von irgendwoher aus dem Osten zugewandert waren. Dort lebt auch Sammelmann Stopfbacke, der Chef der Getreidefirma Hamster & Co., und unweit, wo bisher der Weizen stand, sind die wohlgefüllten Speicher der Firma und ihrer Filialen. Knabbermanns, die Brandmäuse, sind kleiner und rötlicher gefärbt als die Piepermanns. Sie haben auch allerlei fremdartige Eigenschaften aus ihrer alten Heimat mitgebracht. So können sie viel mehr fressen als eine ehrliche deutsche Feldmaus, jedoch, wenn's not tut, auch viel mehr hungern, und die einheimischen Mäuse, besonders aber die karge und sparsame Waldmaus, die nebenan im Fichtenwalde wohnt, können sich gar nicht gnug wundern und entrüsten über die Unmäßigkeit der Zugewanderten. Wenn die Piepermanns die Arbeit der Nachbarin hinter dem Grenzrain beobachten und ihr Getue und Geknabber, dann sprechen sie wohl unter sich: „Da sieht man, woher diese Leute kommen; aus der Steppe, wo alles uferlos ist, wo kein Anfang und kein Ende. Und so wie die Steppe, so sind sie selbst: Hemmungslos, boshaft und bissig dazu. Dabei träge und furchtbar verfressen."

„Wer spricht da von verfressen und hemmungslos?" schimpfte Stopfbacke, der Hamster, der gerade den dicken Kopf aus seinem Bau hervorgesteckt hatte. „Komme ich etwa aus der Steppe? Ich denke, ich bin hier bodenständig. Und was kann einer gegen seinen Hunger?" „Von Innen ist ja auch gar nicht die Rede, Herr Nachbar", sagte Piepermann ängstlich, denn alle Leute im Felde fürchten den groben, geizigen und habgierigen Hamster. Der Hamster wollte noch etwas erwidern, aber alles flüchtete in die Löcher, denn Scharffuß, der Bussard, erschien über dem Waldrande und pumpte mit schnellen Flügelschlägen über die Ackerbreiten hin. Kaum aber war der Bussard fort, kamen wieder die spitzen, schnurrbärtigen Mäulchen und die kleinen, glänzenden Knopfaugen und die rundlichen Mäuseohren aus den Löchern hervor.

Auch Nachbar Sammetmann, der Maulwurf, kam einen Augenblick ans Tageslicht, schnupperte mit seinem hellen Schweinsrüsselchen und verschwand mit den dicken Grabepfoten wühlend, wieder in einem Loch. Er hatte seinen Bau gewechselt, denn unten in der Wiese war es feucht geworden, und hier am Feldrande gab es reichlicher Maden, Engerlinge und Regenwürmer. Sammetmann verschwand nicht einen Augenblick zu früh, denn gerade war Rotrücken, der Turmfalk, da und rüttelte über den Randbüschen der Wiese.

Allmählich ging der schöne Spätsommer mit seinen warmen Tagen, mit dem Duft des trokkenen Grummets und mit dem Glanz der Stoppeln. Längst sah man keine gelben Getreidefelder mehr, längst waren die schönen blauen Kornblumen und der rote Mohn verschwunden. Auch das Gefiedel und Gezirpe der Zikaden in der Wiese wurde immer schwächer, und immer seltener brummten Hummeln und Bienen über Feld und Anger. Von den Büschen und Grashalmen wehten lange Spinnenfäden, die Bauern warfen die Aecker um, und die Kost auf den Feldern ward täglich knapper. Der Wiesenurwald wurde gelb und gelber, viele der Halme knickten um, und es war, als ob ein großer Wirbelwind durch die romantische Herrlichkeit dahingebraust wäre. Nur Sammelmann Stopfbacke, der Chef der Getreidefirma, war zufrieden und guter Dinge, denn gut gegründet waren Haus und Firma, und er konnte es schön aushalten. Und noch verächtlicher als früher sah der reiche Mann auf die armen Mäuse herab, auf die dicken Wühlratten und auf die vielen anderen Leute in Wiese und Feld. Schmalhans war Küchenmeister, und sogar die dicken Wasserratten hatten ein gar saures Leben. Am schlimmsten aber ging es den Familien Piepermann und Knabbermann, denn was an vereinzelten Körnern noch zu lesen war und an abgefallenen Aehren, nahm täglich ab oder wurde vom Sturz der Ackerschollen bedeckt. Da freute sich der dicke Stopfbacke und er grinste, daß man seine gelben, lange Nagezähne sah, und er blies die Backentaschen protzig auf. „Schaut, schaut, jetzt kommt die schlechte Zeit", sagte er manchmal, wenn er auf dem hohen Wall einer frischen Furche saß. Und dann rieb er sich mit den Vorderpfoten den dicken Bauch und machte sein hochmütigstes und frechstes Gesicht. „Seht ihr, seht ihr", meinte er zu den Piepermanns, „so kommt's, wenn man nicht vorsorgt. Vielleicht geht ihr neben an in die Kartoffeln, denn die sind ja noch da."

Da wurde den Mäusen ganz traurig und jämmerlich zumute. Die einen blieben im Felde und auf der Wiese und hungerten sich schlecht und recht durch, die andern kamen als Zwangsmieter und ungern gesehene Gäste zur Nachbarin Waldmaus und knabberten deren Buscheln, doch die genäschigsten von ihnen sind natürlich die meisten Knabbermanns, zogen ins Dorf und auf den Gutshof, denn der Hunger einer Brandmaus ist stärker als die Furcht vor Müllers Kater und den Wieseln, die unter den alten Fundamenten der Feldscheunen wohnen. Auch die kleinen Zwergmäuschen verschwanden allmählich, die dickköpfigen Wühlratten hatten sich ganz nach den Wiesen verzogen und sogar in das tiefe Bruch hinein, und nur hin und wieder sah man einen Knabbermann noch auf den Feldern. Dort hielten bloß die Piepermanns aus, denn sie waren hier bodenständig. Schlimm genug war es ja auf den Feldern, denn sie waren recht kahl, und Scharffuß, der Bussard, und Rostrücken Rüttelmann, der Turmfalke, und all die anderen vielen großen und kleinen Räuber der Luft konnten in jedes Winkelchen sehen. Manche Maus wurde den Raubvögeln zur Beute, manche fiel auch unter den scharfen Bissen des Wiesels. So mußte auch Piep Piepermann, der Aelteste und Seniorchef der Feldmausfirma, sein altes Leben lassen, Knusperinchen Piepermann wurde vom Turmfalken gefressen, und auch die Eule nahm sich manchen der braven, heimattreuen Piepermanns. Es herrschte große Trauer unter den Langgeschwänzten, aber man schickte sich darein und kam auch ganz gut durch den Herbst. Die Knabbermanns in den Scheunen und im Dorf fielen den Hausmäusen zur Last und machten sich im höchsten Grade unbeliebt, und als sie in die Mühle kamen, wurden sie von den bösen, großen braunen Ratten gefressen oder aber von Müllers Hinz.

Herbstwinde pfiffen, Regenschauer klatschten, morgens deckte Reif das Feld, und die grauen, aufgewühlten Erdschollen wurden hart und starr.

Aber wieder wird die Sonne scheinen, wieder werden Gräser wachsen und Blumen blühen, und wieder wird das Korn reifen. Und es wird auch wieder Piepermanns und Zwitschermanns und im Walde Knuspermanns geben, ganz genug, um die Bauern zu ärgern. Aber wenn nicht alles täuscht, werden auch wieder unzählige Knabbermanns da sein, denn was aus dem Osten kommt, vermehrt sich schnell, denn alles ist ohne Maß bei diesen Leuten, so wie ja auch die Steppe keine Grenzen hat.

In Gottes Atem

Von Alfons Gayda

Der Regen verrauscht
In immer leiseren Tropfen,
Nebel verschleiern die Berge,
Hinter den grauen Wolkenbänken
Soll Himmel sein.
Unten die Stadt versank,
Eine Glocke verhallt,
Schritte gingen vorüber,
Ein erstes Licht scheint durch die Feuchte
Es ist ganz still
Und Abend.
In Gottes Atem
Ruht die Welt
Schwer und sternelos.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 34 — 26. August 1934

Schach im badischen Oberland

In Freiburg

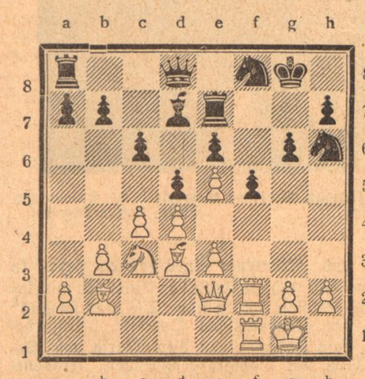
Durchbruch in der Mitte

entschied die von dem Freiburger Stadtmeister flott geführte Partie.

Weiß: Kunitzky Schwarz: Bender

1. c2—c4, c7—c6 2. Sb1—c3, Sg8—f6 3. d2—d4, d7—d5 (Mit Zugumstellung haben wir die slawische Verteidigung des Damengambits erhalten) 4. c2—c3, e7—e6 5. Dd1—c2, Lf8—c7 (Hier hätten wir Ld6 vorgezogen, um dem zu erwartenden b3 nebst Lb2 mit De7 und La3 begegnen zu können) 6. b2—b3, 0—0 7. Lc1—b2, Sb8—d7 8. Sg1—f3!, Tf8—e8 9. Lf1—d3, Sd7—f8 10. Sf3—e5!, (Im richtigen Augenblick bezieht der Springer das wichtige Vorpostenfeld, der lebenswichtige Vorstoß e6—e5 ist jetzt für immer vereitelt und damit ist Schwarz zur Passivität verurteilt) 10. . . ., Le7—d6 11. f2—f4, Ld6:e5 12. f4:e5, Sf6—g4 13. Dc2—e2, f7—f5 14. 0—0, Sg4—h6 15. h2—h3, Lc8—d7 16. Tf1—f2, g7—g6 17. Ta1—f1, Te8—e7? (Entblößung der 8. Reihe, die von Weiß prompt ausgenützt wird).

Stellung nach dem 17. Zug von Schwarz.

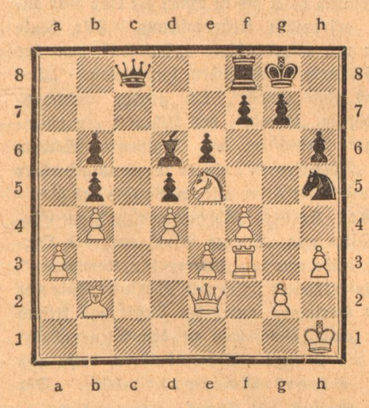


18. e3—e4!, d5:e4 19. Sc3:e4!, Dd8—a5 (Die Alternative: f:e 20. Tf8:, Df8: 21. Tf8:, Tf8: 22. Le4: war kaum vorzuziehen, da die beiden prächtigen Läufer und der Mehrbauer den Sieg immer sichergestellt hätten) 20. Se4—f6+, Kg8—g7 21. d4—d5!, Da5:a2 22. d5—d6, Te7—f7 23. De2—c2, Da2—a5 24. g2—g4!, Sh6—g8 25. g:f, g:f 26. Tf2—g2+, Sf8—g6 27. Sf6:Ld7!, Tf7:d7 28. Ld3:f5!, Td7—f7 29. Lf5:Sg6, Da5—c5+ 30. Kg1—h2!! Am Schluß jagt ein Akzentzug den andern; eine gute Kombinationsleistung des Exkarlsruhers.

In Offenburg

kam es im Turnier um die Offenburger Stadtmeisterschaft, die K. Haaser errang, zu folgender Stellung.

A. Zapf



M. Dischler

Weiß am Zug ließ sich auf den gefährlichen Raub des b-Bauern ein. 1. Db5:?, Dc2! 2. Sd3, Dd1+ 3. Kh2, Dc2? Dieser bestechende Fesselungszug wird durch das Einfachste, nämlich durch „Fressen" widerlegt (Db6:!); richtig war es durch Heranholen der letzten Kraftreserven dem Gegner noch schwere taktische Probleme zu stellen; z. B.: 3. . . ., Tc8! 4. Dd7, Tc2! und Schwarz hat mindestens Ausgleich; nach dem ungenauen Textzug konnte Weiß sein Mehrmaterial durch sorgsame Kleinarbeit sicherstellen und die Partie zum Gewinn führen.

Eine unerwartete Niederlage

An einem schönen Sonntagnachmittag saß ich in unserem Schachlokal und war eifrig bemüht, für die Partie, die ich in meiner nächsten Schachecke bringen wollte, tiefschürfende Glossen zu finden. Da wurde ich plötzlich durch eine zarte Stimme gestört: „Ach, spielst du auch Schach, da können wir vielleicht miteinander spielen." Erstaunt blickte ich auf und sah ein kleines, etwa vierjähriges Mädel vor meinem Tisch. Als sensationshungriger Berichterstatter witterte ich natürlich sofort einen neuen Capablanca, wenn auch in weiblicher Ausgabe, und nahm den Vorschlag sofort an. Bald mußte ich aber erkennen, daß meine jugendliche Partnerin das Schachspiel offenbar nur dem Namen nach kannte; sie zog mit allen Figuren kreuz und quer übers Brett unter kühler Ignorierung aller bestehenden Schachregeln, sie zauberte ein kühnes Gemisch von Schach und Halma vor meine Augen, und da kam ich natürlich nicht mit, im Halma bin ich nämlich ein hoffnungsloser Fall, selbst meiner Schwägerin macht es keinen Spaß mehr, mich in diesem Spiel immer wieder reinzulegen. So konnte das nicht weitergehen. Um System in die Sache zu bringen, brachte ich meine Gegnerin unter Anwendung aller diplomatischen Künste zu folgender Vereinbarung: Wir ließen nur noch die Könige und die Bauern auf dem Brett, und der sollte gewonnen haben, der zuerst einen Bauern auf die letzte Reihe brachte, diesmal aber streng nach den Schachregeln. Der Kampf begann. Der unerwartet zähe Widerstand meiner Partnerin zwang mich, mein Letztes herzugeben. Endlich hatte ich die siegverheißende Kombination gefunden. Ein kühner Bauerndurchbruch, und mein Kandidat stand auf der vorletzten Reihe. Der Sieg war mir nicht mehr zu nehmen. Plötzlich ein Sturz aus allen Himmeln! Meine Partnerin nahm ihren Bauern aus der 6. Reihe und stellte ihn mit einem Siegerlächeln einfach auf die 8. Reihe. Auf meinen aufgeregten Protest hin erklärte sie mir: Bei mir daheim machen wir das immer so, und mein Papa geht mit den Bauern überhaupt immer zwei Schritte vor. Gegen dieses schlagende Argument konnte ich natürlich nichts einwenden, ich konnte doch nicht gegen die väterliche Autorität anrennen. Gefaßt ertrug ich diese unerwartete Niederlage, nahm mir aber insgeheim vor, ganz gewaltig zu trainieren, um nicht noch einmal in eine derartige Lage versetzt zu werden.

Böhmische Dörfer

Allerlei Redensarten, erklärt von Walter Jentzsch

„Das sind für mich böhmische Dörfer", sagt man oft, wenn eine Sache nicht recht verständlich erscheint oder unbekannt ist. Die Herkunft dieser Redensart ist heute fast vergessen. Sie stammt aus dem 30jährigen Kriege, in dem auch Böhmen arg verwüstet wurde, Städte und Dörfer mit blühendem Wohlstand dem Erdboden gleichgemacht waren, daß man kaum noch ihre Namen kannte, und auch sonst nichts mehr von ihnen wußte „und kein Stein auff dem anderen bliewet. Es war das Land alles verderbet, also daß noch ein Sprüchwort von einem unbekannten Ding ist: Es seyn mir behmische Dörffer". In einem Gedichtbuch der damaligen Zeit heißt es:

„Ich sagt ihm das bei meiner Ehren,
Daß mir das Böhmische Dörfer wären."

*

Wenn jemand „blauen Montag machen" will, dann bleibt er der Arbeit fern, verbringt den Montag feiernd. Im Mittelalter konnte kein Handwerksgeselle gezwungen werden, am Montag zu arbeiten. Dieser Anspruch der Gesellen ist auch im Jahre 1481 in einem Rechtsbuch anerkannt. Warum heißt nun der Montag blau? Die Gesellen trugen des Montags, an dem sie ihre beruflichen Zusammenkünfte hielten, „eyn blau gewandt", das Zunftgewand. In Preußen wurde den Handwerksgesellen das Recht, am Montag zu feiern, im Jahre 1794 genommen und durch Gesetz bestimmt: „Nur an Sonn- und Feiertagen mag der Geselle die Arbeit unterlassen. Gesellen, welche sich der Arbeit an einem Montag entziehen, sollen mit Gefängnis bestraft werden." Bei hartnäckiger Nichtbeachtung dieser Vorschrift wanderte der Geselle sogar auf 4 Wochen ins „Spinn- und Zuchthaus". Außerdem wurde ihm sein Lehrbrief abgenommen.

*

„Nicht viel Federlesens machen" bedeutet soviel wie eine Sache ohne viele Umschweife oder etwas derb erledigen. In früheren Jahrhunderten wurden den vornehmen Leuten von Schmeichlern, die sich bei ihnen beliebt machen wollten, die Federn von den Kleidern gelesen. Bei den Frauen besorgten das ihre Liebhaber. Statt Federlesen sagte man auch Federklauber. Da heißt es in Brants Narrenschiff (1494):

„der eyn klubt faedern der stricht kryden,
der liebkoßt, der runnt jnn die Ohren,
daß er vff kum jnn kurtzen joren".

*

Wenn eine Angelegenheit recht pressiert oder wenn noch in letzter Minute an die Ausführung eines Vorhabens gedacht wird, dann hört man nicht selten die Worte: „Es ist höchste Eisenbahn". Diese Redensart hat der humoristische Berliner Schriftsteller Adolf Glaßbrenner (1810—76) zur Welt gebracht. In seinem Theaterstück „Ein Heiratsantrag in der Niederwallstraße" läßt er den zerstreuten Briefträger Bornicke sagen: „Ich muß nun aufbrechen, die Leipziger Post ist bereits eingegangen und die Briefe muß ich austragen. Es ist die allerhöchste Eisenbahn, die Zeit ist schon vor dreiviertel Stunden angekommen." Dieser Wortscherz wurde beim Volke bald bekannt und hat sich bis heute erhalten.

*

„Auf die lange Bank schieben" soll heißen, eine Sache die nicht sehr eilig ist oder ungelegen kommt, aufschieben, die Erledigung verzögern. Diese Redensart stammt aus dem Gerichtssaal. Die Vorläufer der heutigen Aktenschränke und Aktenregale, waren lange Truhen, die zugleich als Bänke dienten und in welche die Akten, die nicht sogleich bearbeitet werden konnten, verschlossen wurden. Der Richter schob die Akten, die zum Aufschub bestimmt waren, auf die „lange Bank", von wo sie dann der Gerichtsschreiber nahm und in die Truhe legte. Hier blieben sie liegen, bis ihre Zeit gekommen war. Das dauerte aber bei der Schwerfälligkeit und Langwierigkeit des Gerichtsapparates oft geraume Zeit.

*

Der „Rädelsführer" ist der Anstifter oder Hauptschuldige in einer üblen Angelegenheit. Das Wort findet sich erstmalig im Bauernkrieg, der im Jahre 1525 im Stift Kempten ausbrach und sich als blutiger Abschluß einer langen Reihe von Aufständen durch ganz Ober- und Mitteldeutschland verbreitete. Die Anführer der Bauern ließen an Stelle einer Fahne ein Rad auf einer Stange vor sich hertragen. Im Lager der Bauern wurde vor den Zelten der Hauptleute ebenfalls ein auf einer Stange befestigtes Rad aufgestellt. In der Bauern- und Landsknechtssprache war das Rad der Ring, in dem sich Gleichgesinnte zusammenschlossen. Wer aber dieses Rad führte, war der Oberste einer Abteilung. Die Grausamkeiten, welche die Bauern, meist auf Geheiß ihrer Anführer, verübten, machten das Wort „Rädelsführer" sehr bald anrüchig.

*

„Der Bissen soll im Munde stecken bleiben", sagt man häufig als Bekräftigung dafür, daß sich eine Sache genau so zugetragen habe, wie behauptet wird. Der Ursprung dieser Redensart findet sich in einem alten Gottesurteil. Diese Gottesurteile wurden in der Hauptsache erlangt durch die Feuerprobe, die Wasserprobe und die Probe des geweihten Bissens. Die Ordalien wurden bis zur Einführung des römischen Rechts im 15. Jahrhundert ausgeübt. Uns interessiert hier nur die Probe des geweihten Bissens. Beschuldigte, denen man die böse Tat nicht nachzuweisen vermochte, mußten sich diesem Gottesurteil unterziehen. Ein geweihter Bissen Brot, Fleisch oder Käse von genau bestimmter Größe wurde dem Angeschuldigten in den Mund gesteckt. Man war der Meinung, daß der Bissen, wenn der Verdächtigte schuldig war, in seinem Halse stecken bleibe. Gelang es aber dem armen Sünder, den Bissen leicht und ohne Anstrengung hinunterzuschlucken, so galt er als unschuldig. Dieses Gottesurteil wurde sehr feierlich in Gegenwart von vielen Zeugen gehalten. Der Priester weihte den Bissen, gab ihn dann dem Beschuldigten in den Mund ud schlug unter Anrufung Gottes das Zeichen des Kreuzes über ihn. Das dabei gesprochene Gebet lautete: „Gib, o Allmächtiger, daß der Bissen im Halse des Menschen verbleibe, daß die Kehle ihm verschlossen sei, auf daß er das Dir geweihte Brot nicht verschlucke, so er schuldig ist."

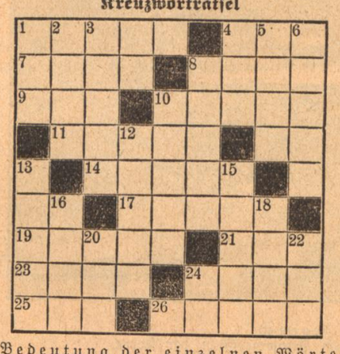
*

„Dem werde ich es eintränken" hört man oft von jemand sagen, der einen anderen bestrafen oder sich an ihm rächen will. Diese Redensart ist einer grausamen Sitte des 30jährigen Krieges entlehnt. Eine der Schandtaten, die damals verübt wurden, war der Schwedentrunk. Gefangenen und Bauern, die ihre Verstecke von Geld und Gut nicht freiwillig verraten wollten, wurde solange Jauche in die Kehle gegossen, bis die Gemarterten entweder alles auslieferten, was sie besaßen oder tot zusammenbrachen. Im heidnischen Altertum galt der Aberglaube, daß getrunkenes Feindesblut heldenhaft mache.

Ein „Angebinde" gibt der Bräutigam der Braut als Hochzeitsgeschenk. Eigentlich muß es heißen Eingebinde. Die Sitte des Einbindens ist sehr alt, sie besteht in manchen Gegenden heute noch. Besonders auf den Dörfern wird das Brautpaar, wenn es die Kirche verlassen hat, von der Dorfjugend mit einem Strick umbunden, eingebunden, aus dem es erst befreit wird, wenn der Bräutigam Geldstücke unter die Kinder geworfen hat.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 einfache Maschine, 4 Wild, 7 Reitersoldat, 8 Teil des Beines, 9 Nebenfluß der Donau, 10 Grünfläche, 11 Gewebeteil, 14 Befestigungsmittel, 17 Stimmlage, 19 französischer Bildhauer, 21 portugiesische Kolonie, 23 Metall, 24 Stadt in Italien, 25 Insel in der Irischen See, 26 Vorbau;

b) von oben nach unten: 1 Bankansturm, 2 nordischer männlicher Vorname, 3 männliche Gestalt aus der Bibel, 4 abessinischer Herrschertitel, 5 paradiesischer Garten, 6 Geflügel, 8 Stadt am Müritzsee, 10 Nebenfluß der Donau, 12 Stoffart, 13 Nordseeinsel, 15 konsequentes Denken, 16 weiblicher Vorname, 18 Blume, 20 Sohn Jakobs, 22 Wappenvogel.

Auflösungen unserer Rätsel

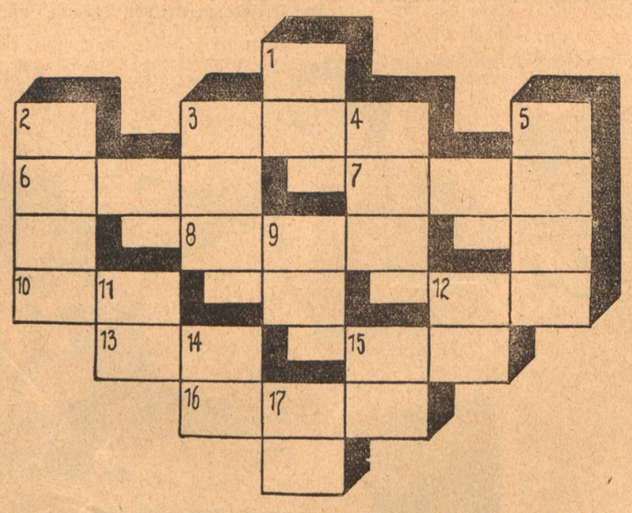
Kreuzworträtsel

a) 1 Arras, 4 Aida, 8 Boot, 10 Tor, 11 Ems, 12 Tagore, 14 Ideal, 16 Ina, 17 Tee, 20 Erz, 22 Ilm, 24 Rasse, 26 Gelenk, 28 Gin, 30 Ade, 31 Ring, 32 Teer, 33 Irene: — b) 1 Abel, 2 Rom, 3 Rosine, 5 Ito, 6 Dora, 7 Areal, 9 Saat, 13 Gleis, 15 Darre, 18 Elegie, 19 Legat, 21 Zank, 23 Rede, 25 Inge, 27 Lee, 29 Inn.

Bezierbild

Der Aufseher ist kopfstehend zwischen dem Korb und dem Arbeiter auf der Erde.

Bilderrätsel: Glücklich sein ist auch eine Tugend.



Kreuzwortsilbenrätsel:

Senkrecht: 1) deutscher Dichter, 2) Krokodilsart, 3) Reitbahn, 4) Hoheitsabzeichen, 5) Südfrucht, 9) Gleichgewichtslehre, 11) Alleingesang, 12) Herde, 14) italienischer Fluß, 15) Mädchenname, 17) Siegesgöttin.

Waagerecht: 3) franz. Kolonie, 6) Schlinggewächs, 7) Nahrungsmittel, 8) Küstenstrich, 10) Bruchstück einer Statue, 12) germanische Schriftzeichen, 13) franz. Schriftsteller, 15) Wirtschaftszweig, 16) Schweizer Bergmassiv.

Filmjahr 1934

EIN QUERSCHNITT DURCH DIE NEUE PRODUKTION • III. TERRA, NDLS UND ANDERE

Wir haben in unseren beiden ersten Vorschauberichten Klage darüber geführt, daß eigentlich nur sehr, sehr wenig Neues und im neuen Geist Wichtiges in den Programmen der großen Gesellschaften zu finden sei. Die Produzenten führen meist dagegen ins Feld, daß „Experimente" in der heutigen Zeit zu gefährlich seien und daß vor allem die Anforderungen, die von maßgebender Seite an die „neuen" Filme gestellt würden, oftmals kaum zu erfüllen seien. Sie vergessen dann aber, daß andererseits der Staat den mutigen Könner auch weitgehend unterstützt. Ein Film wird heute ja nicht nur „zensiert", sondern er erhält auch „Prädikate", und diese Prädikate

Siegfried Schürenberg Träger der männlichen Hauptrolle in dem NDLS-Großfilm „Der Herr der Welt"

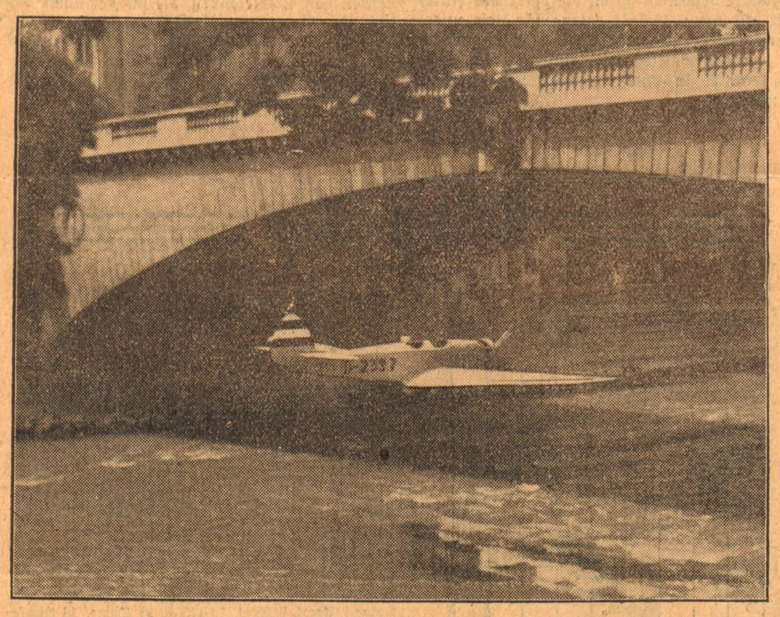
— „künstlerisch wertvoll", „staatspolitisch wertvoll" usw. — schließen gleichzeitig eine erhebliche Steuerermäßigung in sich, die nicht ohne Einfluß auf den geschäftlichen Erfolg des Films bleibt. Somit könnte Mut und künstlerisches Wollen auf dem „Inlandsmarkt" sicher auch materiell erfolgreich sich auswirken.

Ja, aber der Auslandsmarkt — sagen die Produzenten. Wir müssen Rücksicht nehmen auf den Geschmack der Welt — meinen sie. Diesem Denken steht als großer und schlagkräftiger Beweis eines gegenüber: das, bewußt oder unbewußt, immer stärker werdende Bekenntnis der Massen zum nationalen Film. National in jenem höchsten und letzten Sinn der Volksverbundenheit, Volkstümlichkeit, der völkisch-eigenartigen Denkungsweise in Handlung und Gestaltung. Voll Staunen hat das Ausland erkannt, welche Erfolge gerade die „typisch" französischsten, typisch amerikanischen, typisch englischen Filme in Deutschland hatten. Gewiß, immer wird der großen Operette, dem großen Ausstattungsfilm das allen Völkern irgendwie Gemeinsame der Freude am Schönes-Hören und Schönes-Sehen zum internationalen Erfolg verhelfen. Je stärker aber bei den Nationen und Völkern der Wille zum Nationalen wachsen wird, desto größer wird zugleich das Interesse werden am Kennenlernen des wirklich Nationalen anderer Völker. Freilich erfordert die Gestaltung solcher Filme viel Takt und viel Können. Sie erfordert vor allem aber ein Hineinlauschen in die Wünsche des eigenen Volkes, die meist nicht so an der Oberfläche liegen, wie es die Produktionsleiter zu denken scheinen.

*

Wir können heute über ein Programm berichten, das in dieser Richtung als erfreulich bezeichnet werden kann. Die schon immer künstlerisch tendierende Terra bringt eine Staffel von 22 Filmen, die höchst beachtenswertes enthält. Wir finden drei Filme mit Heinrich George „Der Werwolf" (nach Hermann Löns, mit Hertha Thile), „Stein gib Brot" (nach einem B.B.-Roman, mit Marianne Hoppe), „Tiefland" (neugestaltet von Billinger, mit Leni Riefenstahl und Sepp Rist — drei Filme, die wirklich im Volkhaften wurzeln. Wir finden weiter Marianne Hoppe als „Schwarzer Jäger Johanna" nach dem großen Roman Georg von der Brings, „Die Reiter von Deutsch-Ost" mit Peter Voß und Camilla Horn und „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" nach Gottfried Keller mit Hertha Thiele und Hans Söhnker. Drei Großfilme versprechen der neueste Fanck-Film „Die Lawine", der Udet-Film „Wunder des Fliegens" und der Freyberg-Expeditionsfilm „Badinga, der König der Gorilla" zu werden. Unter den weiteren angekündigten Filmen scheinen noch bemerkenswert: „Hanni geht tanzen", ein Wienfilm mit Hörbiger und Hertha Thiele „Wunderbar kann eine Lüge sein" mit Hertha Thiele und Mathias Wiemann und der „Lore"-Film mit Maria Beling in der Titelrolle dieses Schlagerliedes. Die große Linie dieser Produktion weckt Hoffnungen. Mögen sie in Erfüllung gehen!

„Abschiedswalzer: Erna Morena als Herzogin von Orleans, Wolfgang Liebeneiner als Chopin und Hans Schlenck als Liszt Photo: Boston-Metropol



„Wunder des Fliegens"
Udet fliegt durch eine Brücke. Szene aus dem Fliegergroßfilm der Terra.

Als zweitgrößter deutscher Verleiher tritt in diesem Jahre das NDLS auf den Plan, eine Firma, an der zahlreiche Theaterbesitzer des Reiches genossenschaftlich beteiligt sind. Es kündigt u. a. an: Drei große vaterländische Filme „Der alte und der junge König" mit Emil Jannings als Friedrich Wilhelm I., „Im Fremdenviertel von Tschaufu" mit Harry Piel und „Abenteuer eines jungen Herrn in Polen" mit Gustav Fröhlich. Unter den musikalischen Stoffen finden wir „Die Katz im Sack" nach der gleichnamigen Operette, „Aufforderung zum Tanz", einen Carl-Maria von Weber-Film mit Domgraf-Faßbender, „Frasquita" nach Lehar und „Ein Walzer aus Wien" mit Paul Hörbiger als Johann Strauß. In einem großen Gesellschaftsfilm kommt der lange kranke Forster wieder heraus (Hohe Schule"), Harry Piel bringt „Der Herr der Welt", „Die schwimmende Stadt" und „Der Mann ohne Schlaf", technisch-abenteuerliche Filme. Unter den Lustspielen ist de Kowa und Rühmann zweimal, Weiß-Ferdl, Roberts und die Sandrock je einmal vertreten. In drei ausländischen Filmen erscheinen drei neue amerikanische Frauengestalten: Katherine Hepburn („Ihr großes Erlebnis"), Frances Dee (Ein amerikanischer „Mädchen in Uniform"-Film) und Ann Harding, eine neue nordische Schönheit.

Eine große Zahl kleiner deutscher Produktionsgesellschaften ist kaum restlos zu erfassen. Hoffentlich birgt sich in ihnen die eine oder andere erfreuliche Ueberraschung. Für heute seien nur angekündigt: „Paloma" von der Aafa neben zahlreichen Lustspielen: „Der Feind ohne Gnade", ein großer Luftschutzwerbefilm, „Apothese des Lebens", ein eigenartiger Liebesfilm des Regisseurs Machaty und „Rom-Expreß", ein in England gedrehter Conrad-Veidt-Film, alle im Verleih des Verleiher-Kreises; „Abschiedswalzer", ein Chopin-Film und „Wiener Blut" nach der Operette, beide von der „Metropol"; „Kameraden", ein interessanter Film mit Charlotte Susa und Paul Hartmann unter der Regie von Alfred Abel sowie „Geschichten aus dem Wiener Wald" mit den Wiener Philharmonikern, beide aus dem Siegel-Monopol-Verleih; „Der letzte Walzer" mit Camilla Horn und Petrowitsch im Verleih der „Märkischen".

Man sieht auch aus diesen Programmen wieder, daß die leichte Muse Trumpf ist, daß viele Operetten verfilmt werden, von denen die Produzenten glauben, daß ihr Name dem Film zugute komme und daß nur wenige Stoffe von wirklich bedeutendem Gepräge filmisch gestaltet werden sollen. Nicht ganz aufgeben aber möchten wir die Hoffnung, daß diese Programme der wichtigsten deutschen Filmgesellschaften doch noch einige, von uns unerkannte, Perlen in sich bergen mögen und daß darüber hinaus noch andere Kräfte sich finden, die Neues, Starkes, Mitreißendes gestalten, um uns selbst und der Welt zu beweisen, daß der deutsche Film würdig ist, den Namen einer Kunst zu tragen.

(Ein Schlußartikel: „Die Ausländer" folgt.)

Marianne Hoppe im Terra-Großfilm „Schwarzer Jäger Johanna".

„La Paloma": Charles Kullmann und Jessi Vihrop

Der GENIUS des Todes

Eine Mozart-Novelle / Von Arnold Ulitz

Es hieß, der Prinz von Conti, der in Paris als ein Gourmand der Musik galt, habe geäußert: „Wenn ich meinen Jan Schobert nicht hätte, ich stellte Jean Geoffroy in meinen Dienst! Sie sind Teufel von Musikern, diese Deutschen!" Das Wort des Kenners durchlief alle Salons, ein neuer Götze war aufgerichtet. Und Baron Grimm, der dem Prinzen an Kennerschaft kaum nachstand, stellte sogar die neue Größe dem wackeren Schobert voran und erklärte, daß Eckard eine neue Epoche des Klavierspiels eröffne.

Da wurde Schobert der Triumph, daß mit einem Male des neuen Lieblings überhaupt nicht mehr gedacht wurde; denn irgend jemand redete allerorten verzückt von einem siebenjährigen Wunderknaben, der Orgel, Klavier und Violine genialischer spiele als irgendein Meister im musikalischen Reiche Maria Theresiens und sich sogar — wie phantastisch — als beachtlicher Komponist erwiesen habe.

Und eines Tages ward es Ereignis:

Leopold Mozart aus Salzburg führte sich, seine zwölfjährige Tochter Anna Maria, aber insbesondere den siebenjährigen Wolfgang Amadeus, den Wunderknaben, das rührende Kind den Parisern von. Madame und Monsier Schobert hatten die Ehre, als Gäste des Prinzen in seiner Loge zu sitzen. Schobert hatte ein feines Lächeln, das voller Güte sein wollte, und das besagte, er wisse alles im voraus. Aber er wußte nichts, nichts. Der Knabe spielte, und der Mann stand auf und lauschte und schaute mit einem hungernden Gesicht, und bald wußte er kaum noch, ob er höre oder nicht, bald schaute er nur immer auf das unbegreifliche Leben dieser Kinderhände. Er ballte die eigenen Hände zu Fäusten, und die gepflegten spitzen Nägel bohrten Blutperlen aus seinem Fleisch.

Dann brach ein überschwänglicher Beifall los und er durfte es wagen, seinen Ingrimm laut zu äußern. „Weil er sieben Jahre alt ist! Das ist alles! Davon sind sie wie betrunken und versündigen sich an einem törichten Kinde!" Und seine Stimme war so voll Haß und Zorn, als sei sie selber schuldig, sie als Weib und Mutter, daß da irgend ein Weib zu Salzburg gewagt hatte, diesen Knaben zu gebären. „Oh!" rief in diesem Augenblick der Prinz, „sehen Sie nur Monsieur Eckhard! Das nenne ich wahrlich Beifall spenden!" Eckhard stand aufrecht in einer der vorderen Sesselreihen, rief immer: „Das ist das Genie! Das ist das Genie!" und sein Gesicht war von Tränen überströmt. So ohne alles Maß war sein Ueberschwang, daß es viele gab, die über seine ungeschlachte Begeisterung als über deutsche Formlosigkeit lächelten, am höhnischsten aber lächelte Schobert, der ihn jetzt haßte, weil er so lieben und loben konnte, wie er ihn gehaßt hatte, als er vor kurzem noch selbst der Gepriesene war.

Nach dem Konzert war Schobert leider außerstande, sich dem gnädigen Prinzen anzuschließen und nahm das mißfällige Stirnrunzeln in Kauf. Er fühlte sich krank, ihm sei übel, stammelte er, und als er neben Lorence sodann im Wagen saß, brach es geifernd aus ihm los: „Ja, ich bin krank, und mir ist wirklich übel, weil ich sehen mußte, wie ein unmenschlicher Vater sein dressiertes Kind vorführt! Der arme Kleine!" und er brach in Tränen aus.

Monsieur Schober war tatsächlich krank, der Arzt wußte nicht zu helfen, das Herz war vergiftet, er hatte kein Mittel dagegen. Freunde besuchten ihn, und jedem rief er sogleich beim Eintritt zu: „Was sagt Paris vom Kinde Mozart?" Ach ganz Paris sagte wie Eckard: „Das ist das Genie! Ein Wunder hat sich vor unseren Augen begeben, der Geist der Musik ist Fleisch geworden in einem unmündigen Kinde, die Kritik schweigt in Demut, ihr bleibt als einziges Amt nur: anzubeten!"

Schobert hörte mit teuflischem Lächeln die dummen Reden an, nickte zu jedem Satze, schrie aber dann: „Wie? Ist es wahr? Gibt die Kritik freiwillig ihre Ehre preis? Höre ich Franzosen sprechen?"

Im Nu hatte sich die köstliche Nachricht verbreitet, Herr Schobert sei am kleinen, scharmanten Mozart gefährlich erkrankt, und wenn er mit dem Leben vielleicht noch davon komme, mit seinem Verstande sei es für immer vorbei. Einer hetzte den anderen: „Lassen Sie sich das Schauspiel nicht entgehen, Vester. Oeffnen Sie behutsam die Tür seines Krankenzimmers, und er wird Sie anschreien: „Was sagt Paris vom lächerlichen Knaben Mozart?"

Lorence betrug sich in ihrer liebenden Sorge vollendet töricht und vertraute manchem alten Freund des Hauses ihren Kummer an: Jean errege sich so ungemein, er habe ein so mitleidiges Herz, er könne den Präfekten nicht verstehen, daß er die Mißhandlung des zarten Kindes dulde, er spreche den ganzen Tag von Mozart, und nachts richte er sich aus offenbar gräßlichen Träumen auf und schreie: „Still! Der Teufel spielt!"

Da hielt der Gazettenschreiber Dr. Broc, der ohnehin von der Lächerlichkeit seiner Mitbürger lebte, den Fall für lohnend und schrieb einen scheinheiligen, hymnischen Aufsatz über Wolfgang Amadeus, doch jedes an Bosheit gewohnte Ohr vernahm, daß ihm an der Lobpreisung des Kindes weit weniger lag, als an der Verspottung des närrisch neidischen Mannes. „Was nach jahrzehntelanger löblicher Mühe die fünfzigjährigen Meister endlich beherrschen, das vermag, wir haben es gehört und gesehen, in größerer Meisterschaft ein zartes Kind. Wie unliebenswürdig und ungerecht sind die Götter, ein Kind aus ihrem Launenfüllhorn so üppig zu überschütten, ein Kind, das schlechterdings nicht, wie etwa Monsieur Schobert, jahrzehntelang lernen konnte, da ja sein ganzes Erdenwallen nicht einmal ein einziges Dezennium umfaßt. Wie unvorsichtig, auch von den Göttern (wenn es erlaubt ist, Götter zu tadeln), bringen sie doch die Tugend des biederen Fleißes in Mißkredit! Zu verstehen wäre es nur zu gut (ob auch zu beklagen), wenn die braven Könner ein für allemal die Hände von ihren Instrumenten ließen, da sie ein ganzes Menschenleben brauchen, um am Ende vor einem Knaben erblassen zu sollen! Glückselig ein Talent, das dem Genie neidlos zu applaudieren vermag! Aber wie bedauernswert das Talent, wenn es wie ein Kaminfeuer ist, das sich vor Gram verzehrt, niemals der göttlichen Sonne (Mozart) zu gleichen."

Jeder Freund Schoberts warf ihm natürlich dies Zeitungsblatt auf sein Krankenbett. Er las und sagte eisig: „Es ist genug, man muß Einhalt gebieten, Paris braucht einen Arzt, nicht ich!" Ganz plötzlich war er genesen und schrieb sein selbstmörderisches Pamphlet: „Der Mann von Ehre gegen den Scharlatan."

Und Paris lachte.

Familie Mozart war längst nach London weitergereist, aber Paris sprach von dem Wunderkinde, das einen ordentlichen Mann um seinen Verstand gebracht hatte.

Der Prinz von Conti selbst war lächerlich gemacht, weil sein eigener Musiker derart zum Narren wurde. Er gab ihm eine Gnadenpension, entließ ihn schroff aus seinen Diensten und berief statt seiner Monsieur Eckard. Vergeblich bat der unglückselige Schobert um eine Audienz, und keineswegs etwa, um Reue zu bezeigen, sondern um dem Prinzen, der doch ein wirklicher Kenner sei, Mensch gegen Mensch zu beweisen, daß Mozart ein Blender war, sein Können ein Strohfeuer. Und daß der siebenjährige Meister als Mißgeburt bezeichnet werden müsse.

Er war verrückt, und Paris lachte.

Er trieb Lorence in die Kirche und hieß sie beten, Gott möge den Knaben töten oder wenigstens einen Hund gegen ihn hetzen, der ihm die lästerlichen Finger zerfleische und für immer zum Spiel untauglich mache. Die betete wirklich, ihr Flehen aber lautete: „Herr, gib ihm den Frieden zurück!"

Da erfuhr man, daß die drei Mozarts über Amsterdam und Brüssel noch einmal nach Paris kommen würden. „Sein böser Geist führt ihn hierher", flüsterte Schobert. Es gelang ihm, bei einem verbrecherischen Apotheker vergiftete Schokolade zu beschaffen. „Kinder naschen gern", lächelte Schobert, und am Tage des angekündigten Konzerts begab er sich in den Gasthof, wo die Künstlerfamilie wohnte, um dem kleinen Herren seine devoteste Aufmerksamkeit zu machen. Er brauchte nach den Gemächern nicht lang zu fragen. Ein wunderbares Spiel tropfte klingend, schwermütig und seltsam holdselig zugleich durch das Haus. Er stieg behutsam die Treppe hinauf und harrte lauschend. Der Haß schmolz fort aus seinem altgewordenen Gesicht, ein Lächeln flog drüber hin. Unwirsch wandte er sich um, als jemand rücksichtslos laut die Treppe heraufstieg, aber es war Herr Leopold Mozart und Demoiselle Maria Anna. Schobert hatte den Dresseur im Zimmer vermutet, aus dem Klavierspiel drang. „Was ist das?" fragte er heftig. „Was spielt er?" Herr Mozart lächelte stolz: „Ich weiß es nicht. Niemand auf Erden hat es je vernommen, es ist soeben neugeboren, er hat es soeben erfunden!"

Es war, als wollte Schobert sich auf ihn stürzen, eine so mörderische Wut entmenschte eine Sekunde lang sein Gesicht, dann wurde er plötzlich demütig wie ein Domestik und drückte sich an Herrn Mozart und dem Mädchen scheu vorüber. Lange trottete er durch die Stadt und murmelte wie ein kindlicher Greis vor sich hin. Erst abends betrat er sein Haus. Er rief Lorence und die Kinder und sprach: „Seid heiter und esset ein wenig! Mir ist wieder wohler zumute, und ich werde nie wieder ärgerlich und traurig und ungerecht sein!" Dann geleitete er die Kinder in ihre Zimmer. „Warum weinen Sie, Vater?" „Vor Freude!" antwortete er, „weil ich genesen bin. Mein Gemüt war erkrankt, jetzt ist die Ordnung wiederhergestellt. Schlaft gut!"

Als er zu Lorence zurückkam, stöhnte sie: „Ich bin plötzlich krank geworden, Jean, oh, hole einen Arzt, ich bin sehr krank!" Er sagte: „Wir dürfen alle nicht mehr leben, wir haben kein Recht mehr, denn er ist wahrlich ein Genie, und ich bin nichts!" Sie wollte schreien, sie sank um. Er aß selber vom vergifteten Naschwerk, und seine irren Augen glänzten schwärmerisch.

Im Theater erhob sich Wolfgang Amadeus Mozart von seinem Sesselchen, verbeugte sich anmutig und wies den Berauschten, den Rasenden sein lächelndes Kindergesicht.

Erntebitte

Sind vom Feld die letzten Garben
heimgeborgen, Korn und Stroh,
mal uns dann mit deinen Farben,
eh die letzten Blüten starben,
Herbst, die Welt noch einmal froh.

Braun die Birne, gelb die Quitte,
und den Apfel mal uns rot.
Und in all der Farben Mitte
mal als goldnen Spruch die Bitte:
Gib uns unser täglich Brot.

H. von Hoerner GDS.

DER DETEKTIV

Von J. O. Bringezu

Ich bin gern auf großen Bahnhöfen, in ihren hallenden Vestibülen, den hohen Warteräumen, den Bahnsteigen, wo die Reisenden lässig vor den Schnellzügen spazieren und die Kofferträger ihr schweres Amt mit jener Eleganz versehen, die der Umgang mit der großen Welt vermittelt, die hier einmündet. Ja, hier mündet die große, weite Welt, und wer könnte mich hindern, diesen Zug nach Basel oder jenen nach Antwerpen zu besteigen, hier, in diesem Schlafabteil nach Warschau zu reisen, oder in jenem Speisewagen auf dem Wege nach Paris meinen Kaffee zu trinken, wenn mir die Mauern dieser Stadt zu düster und zu eng werden? Ich kann es vielleicht nicht, weil mein Beruf oder andere Verpflichtungen mich hier festhalten, aber ich könnte es doch, wenn ich es irgend einmal wollte, heute abend, morgen mittag, übermorgen früh am Ende. Denn die Türen zur großen Welt stehen offen; tritt hindurch, und du bist drinnen, hinter dir liegt grau die Gewohnheit und vor dir glänzt das ferne Abenteuer. Wer also könnte dich hindern? Der Detektiv vielleicht?

Vor vier Wochen etwa sah ich ihn zum ersten Male. So bewußt, daß er mir unter den vielen Menschen auffiel, die im Bahnhof ab- und zugehen. Und danach, da ich gelernt hatte, auf ihn zu achten, suchte ich ihn, so oft mich die Sehnsucht und Unrast zu meinen Zügen trieb und fand ihn immer. Bald lehnte er in der Vorhalle, nahe der Wechselkasse, an einem Pfeiler, versunken, wie es schien, in das Studium eines Kursbuches, aber mit schweifenden Augen; bald im Wartesaal 1. und 2. Klasse an dem Büfett dicht bei der Türe, die Stirn mit dem Hut beschattet, unter dem sein Blick kühl berechnend die Gäste mustert. Gewiß vergleicht er im Geiste die Gesichter der Reisenden mit den Bildern im Fahndungsblatte und auf den Anschlägen, die rot und gellend Tausende als Belohnung für die Festnahme eines Mörders oder Bankräubers ausschreien. Dann tut er ein paar Schritte in den Saal, fast scheint es, auf ein bestimmtes Ziel zu, schlägt einen kurzen Bogen um den Tisch, an dem ein Mann mit grauem Ulster, einem großen, gelben Lederkoffer und mit blassem Gesicht und nachtschwarzen Augen einen Sherry trinkt, bleibt stehen, und man glaubt, daß er im Innern abwägt, ob er schon zugreifen oder noch abwarten solle. Aber dann schüttelt er leicht den Kopf und geht langsam, nicht ohne sich noch einmal dem Fremden zuzuwenden, dem anderen Ausgang des Saales zu, in dessen Nähe er sich bedächtig an einem leeren Tisch niederläßt.

Manche Gäste haben ihn beobachtet, und er weiß, daß sie denken: Aha! Ein Geheimpolizist, ein Detektiv. Einer von jenen kühnen Männern, die plötzlich jemanden nach langen, mühseligen Verfolgungen die Hand von rückwärts her auf die Schulter legen und dabei mit diskreter Stimme murmeln: „Im Namen des Gesetzes, mein Herr! Sie sind verhaftet. Gehen Sie voran, ich folge unauffällig." Und er fühlt, wie er gleichgültig auf seinem Bierdeckel kritzelt, die Augen vieler neugierig und ein wenig ängstlich auf seinen gesenkten Lidern ruhen und feiert den Triumph seines Tages; kostet den Tropfen Achtung und Ehrfurcht, den er sich Abend für Abend selbst kredenzt, mit allen Fasern seines Seins, daß sie, die am Tag in der grauen Gewohnheit eines kleinen, mechanischen Bürodienstes schlaff und trocken geworden sind, schwellen und voll Saft schießen, wie ein Zweig im Frühling.

Er heißt Stephan Brüggemann und ist Buchhalter in einem kleinen Geschäft, in dem Buntpapier hergestellt wird. Er ist still und arbeitet fleißig, und niemand beachtet ihn besonders, denn er ist in einem engen Dasein ein geringer Mann. Nur am Abend steht er an der Mündung der großen Welt, und immer sind Menschen da, die ihn mit Achtung und geheimer Furcht ansehen, wenn er gleichgültig, wie es scheint, an den Pfeiler in der Nähe der Wechselkasse gelehnt, in einem Kursbuch blättert, während sein Blick suchend durch die Halle gleitet.

Giuseppe

Von Willi Kagelmacher

Er konnte frei herumgehen und verdiente gut. Es wartete keine Frau auf ihn, Kinder hatte er nicht zu versorgen. Die gemeine Not knebelte ihn nicht. Was den Schauermann Giuseppe Larino einsam sein ließ, war der Nebel über dem Fluß Elbe, der Strom, der immer bewegt, schwappend, platschend, rauschend und drängend an der Schiffswand war. Jedes Schiff, für das Larino Order hatte, schwankte. Er spürte es immer ein wenig fahren, wenn der Dampfer auch noch so gut an Stahltrossen vertäut war und armdicke Hanfseile jede Bewegung festhielten, er fühlte das bewegte Wasser in die Ferne treiben und sich als Gefangenen im fremden Land zurückbleiben.

Die Kollegen stupsten ihn oft, er solle mal was von Italien erzählen, ob der Himmel wirklich immer blau sei, die Löhne schlecht, die Mädchen feurig, und ob das Messer den Kerlen lose säße?

Er sagte sein weniges Ja.

Und weil die Schar, die Larino umstand, wußte, daß er auf Hänseleien nicht reagierte, ließen sie ihm die Hülle Schwermut.

Heute war Giuseppe besonders merkwürdig. Während der Ueberfahrt im Fährboot, in der Sonne blinkerten kurze, vom kühlen Wind frisch gepflügte Wellen, sang er, sehnsüchtig auf die Reling gelehnt, über das Wasser hin. Der Schauermann Larino vergaß alle Umwelt und verlor sich im Klanggerank der zarten Arie, die er wohl in den sonnendurchgluteten Gassen der Kindheit empfangen haben mochte. Auch bei der Arbeit auf dem Dampfer änderte Giuseppe sein Vergnügen nicht in Aufmerksamkeit.

Er hatte die Aufgabe, Kisten, die von den Klauen des Kranes gefaßt wurden, und die, in der Luft baumelnd, aus dem Schiffsbauch auftauchten, über Setzbord zu dirigieren, damit die Last, richtig geführt, landen konnte. Larino sang bei der Arbeit. Seine goldenen Ohrringe schaukelten im Takt. Der Wind griff in seine schwarzen Locken.

Bald ärgerte den verantwortlichen Vizen die Unaufmerksamkeit des ausländischen Burschen. Er wurde wütend. Das Theater könne er zu Hause machen. Schon zweimal hatte der Dussel an den Trossen, welche die Last mit Maschinenteilen umklammerten, falsch gerissen. Wie leicht könnte das große Unglück fertig sein, wenn die schwere Kiste aus der Hieve fiel. Doch der Vize konnte seine Zurechtweisung nicht mehr anbringen. Giuseppe hatte mit lächelndem Gesicht den gellenden Zuruf überhört der ihn vor der ausschwebenden Last bewahren sollte, die bedenklich auf ihn zueilte. Mit Schrei und dumpfem Gepolter stürzte er aus dem lieblichen Bild seiner Phantasie in den Schiffsraum.

Die Melodie war erloschen, der Gefangene in unbekannte Heimat erlöst.

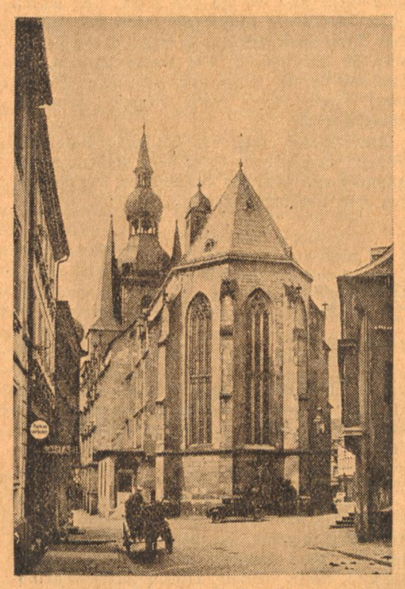
Deutsche Kunst im Saargebiet

Ein Beitrag zum Tag von Ehrenbreitstein / Von Dr. Otto Peters

Abtei Tholey

Das Saargebiet ist mehr noch als das Rheinland in den entscheidenden Jahrhunderten der Vergangenheit ein Kampfland zwischen den westlich und östlich gerichteten Kunst- und Kulturströmungen gewesen. Die großen künstlerischen Bewegungen, die von Paris über Reims nach Köln und Mainz ihre Wellen schlugen, nahmen ihren Weg über die alten Kulturstätten Lothringens und des Saargebietes. In der Kunst der Grenzgebiete spiegelt sich nun der Ideenkampf zweier Welten so stark, daß in der Zeit dieses Kampfes die Richtungsstärke der einzelnen Ströme kaum zu erkennen ist. In der Endphase folgt sie jedoch ihrem künstlerischen Ausdruck der jeweils stärkeren Bewegung. In diesem Ringen zeigt sich die geistige Haltung des Volkes vielleicht am allerklarsten. Denn die Empfindung des Volkes der Kunst gegenüber ist in der Grundstimmung ein absoluter Erlebnisausdruck, der nicht von politischen Zufälligkeiten oder äußerem machtpolitischen Zwang abhängig ist. Das Volk nimmt als Ganzes nur das auf, was seinem inneren Wesen am nächsten steht, was sich mit ihm zu einem hingebungsvollen seelischen Akkord verbindet.

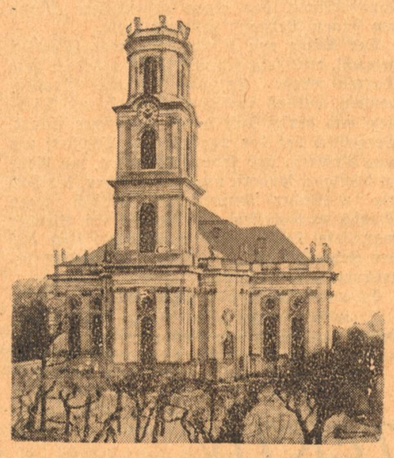
Besonders an geistesgeschichtlichen Wendepunkten, an denen die Völker mit ihrer gan-



Saargotik in St. Wendel

zen inneren Kraft an der Ausbildung eines neuen Zeit- und Stilgefühls beteiligt sind, in denen das künstlerische Triebleben am stärksten sich offenbart, entbrennt in Grenzgebieten ein bitterer Kampf um Form und Inhalt der neuen Zeit. Die geistige Basis, auf der solche Kämpfe geführt werden, ist entscheidend für den Ausgang dieses seelischen Ringens.

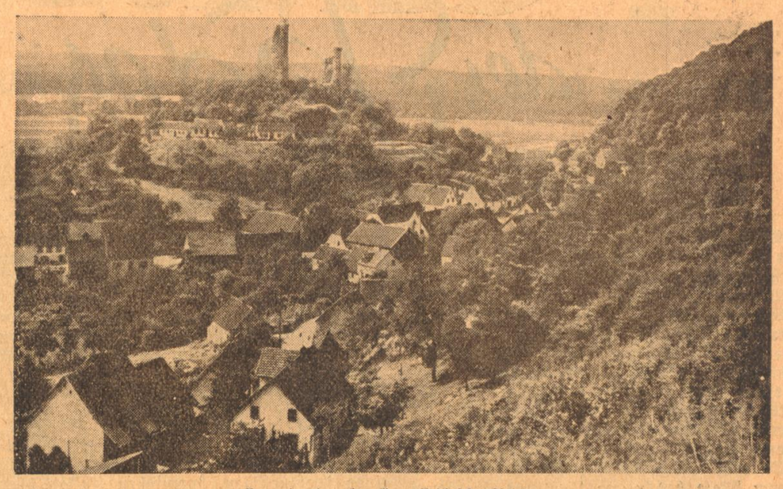
Im Saarland ist zu allen Zeiten, abgesehen von Einzelerscheinungen, die außerhalb aller Volksverbundenheit von Volksfremden als Fremdkörper geschaffen wurden, das Kunstwollen an den großen geistigen Wendepunkten deutsch gewesen, von deutschem Denken und deutschem Fühlen getragen worden. Ja, weit mehr noch als im Innern des Reiches trat hier ein geistiger Widerstand gegen das Fremde zutage, weil der kulturelle Selbsterhaltungstrieb in Gebieten, die ständig in der Gefahr der Ueberfremdung leben, ungemein stark ist. Zweimal haben von den nahen französischen Kulturzentren künstlerische Bewegungen, die das ganze Abendland in Spannung hielten, ihren ersten formalen Ausdruck erhalten. Im 13. Jahrhundert die Gotik und im 18. Jahrhundert das Rokoko. Nicht, daß beide Bewegungen französische gewesen wären, — sie waren abendländische Stile und vom abendländischen Gefühl getragen, — nein, Frankreich hat ihnen nur zuerst die reife Form gegeben. Das Saargebiet erfüllte nun die für die ganze deutsche Kunst der damaligen Zeit so außerordentlich wichtige Mission, von den vordringenden französischen Formen der Gotik und dem Hinüberspielen des Rokoko das Gefühlsmäßige und Gedankliche des westlichen Geistes loszulösen und das Allgemeingültige nach



Ludwigskirche in Saarbrücken, 18. Jahrh.

Deutschland weiter zu leiten. In diesem Weiterleitungsprozeß vollzieht sich zugleich auch die bewußt deutsche Formgebung.

Welch ganz anderen Charakter trägt die Gotik des Saargebietes gegenüber der Gotik des benachbarten Frankreich. Der Repräsentationsbau der saarländischen Gotik, die Stiftskirche St. Arnual in Saarbrücken erhebt sich aus der ganz Westeuropa überflutenden Umbrandung der französisch-gotischen Welle als ein Monumentalzeugnis deutscher Empfindungswelt. In dieser Kirche ist ein bewußtes Abrücken von der zitternden Zerbrechlichkeit der gotischen Gliederbauten Frankreichs festzustellen. Das waghalsige, leichtfertige Spiel der Konstruktionen, die geistreich erklügelte Phantastik französischer Ueberschwenglichkeit, finden sich nirgends in den gotischen Kirchen des Saarlandes. Dafür lebt die saarländische Gotik in einem ernsten mystisch-germanischen Streben nach oben. Die aufgelockerte Raumhelligkeit mit den in Maßwerken und Bogenverästelungen zierlich tanzenden Lichtreflexen wird in der deutschen Gotik zu einem immateriellen Halbdunkel zurückgedämpft, aus dem heraus sich in kräftigen Umrissen die spitzbogige Architektur abhebt. Die Auflockerung der Masse ist hier wirklich seelisch bedingt, während sie in Frankreich aus Freude



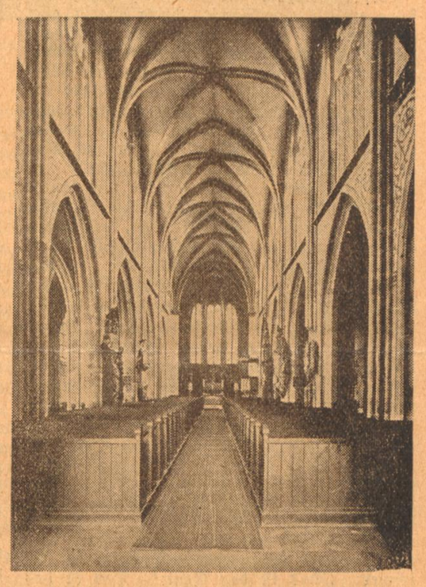
Burgruine der ehemaligen Reichsfeste Kirkel

am sinnlichen Spiel der hauchartigen Steingliederer geschieht. Die Pfarrkirche in St. Wendel, die spätgotische Schloßkirche in Saarbrücken, die Kirchen in Ottweiler und Wiltingen tragen alle den typisch deutschen Zug der Verinnerlichung der Form, der Liebe zur Heiligkeit des Innenraumes; sie sind Zeugnisse deutscher Empfindungswelt bereits im hohen Mittelalter.

Wie in der Gotik ist auch im Rokoko das Saargebiet ein Schutzwall vor der Beherrschung der westdeutschen Kunst durch französischen Geist gewesen. Für Deutschland stand im 18. Jahrhundert die Frage zur Entscheidung, ob die französische Kunstgesinnung auch über die von ihr beeinflußten Fürstenhöfe hinaus in das Kunstempfinden des Volkes eindringen sollte. In den Grenzgebieten wurde der Kampf um den geistigen Ausdruck des 18. Jahrhunderts mit aller Schärfe geführt. Die Volkssprache in der Kunst äußerte sich jedoch im Gegensatz zu Frankreich alsbald weniger geziert und in der Verfeinerung weniger zugespitzt. Die Haltung der Volkskunst im Saargebiet war nicht angekränkelt von dem schwächlichen Hauch schaler Empfindsamkeit. Das Volksempfinden entschied den Kampf an der Westgrenze des Reiches zu Gunsten Deutschlands. Große Baumeister wie Seiz, Stengel, Neumann und Kretschmar trugen von hier aus eine neue Kunstgesinnung in das deutsche Land hinein, das rheinisch-fränkische Barock. Sie griffen zwar die französischen Formen auf, gaben ihnen aber unter Ablehnung aller Merkmale des Westens eine streng deutsche Haltung. Die französische Leidenschaftlichkeit wird ersetzt durch deutsche Bewegungsstärke, kokette Erregung durch impulsive Spannung. Alle Empfindungsstärke ist auf den deutschen Pulsschlag abgestimmt.

Wie deutschgebunden das natürliche Empfinden der Saarländer von jeher war, das zeigen auch die Burgen und Klosteranlagen, die Grabplastiken und Ritterdenkmäler, die aus urdeutscher Kraftgesinnung des Mittelalters geschaffen sind und in gerader Linie zu den Anlagen und Denkmälern im Rheintal und im Frankenland hinführen.

Das Saarland wurde in den wichtigsten geistesgeschichtlichen Epochen als Durchgangsland westlicher Kunst- und Kulturströmungen zu einem Klärbecken, in dem das Volksfremde abgeschieden und das für die deutsche Gefühlswelt Tragbare neu geformt wurde.



St. Arnual in Saarbrücken

Das Saartal bei Ockfen / Ein Bild der Fruchtbarkeit: Getreidegarben unter Obstbäumen